

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Margrit Thomann

«L'Etat c'est moi.»...

... soll der Sonnenkönig Ludwig XIV. im Jahre 1655 vor seinem Parlament ausgerufen haben, als er den Gehorsam seiner Untertanen nicht gewährleistet glaubte. Er war der absolute «Herr im Hause» und sprach deshalb nur aus, was seine Höflinge von ihm nicht anders erwarteten.

Im Gegensatz zu diesem autoritären Herrscher, zu dem das Volk in Respekt und Demut aufzublicken hatte, ist das Schweizer Volk in einer vergleichsweise grossartigen Lage, denn jede Schweizer Bürgerin, jeder Schweizer Bürger kann von sich behaupten: «L'Etat c'est moi.»

George Bernard Shaw hat mit

seinem «Schokoladensoldaten Bluntschli» dem Schweizer Bürger ein Denkmal gesetzt, indem er ihn in seinem Theaterstück: «Arms and a Man» sagen lässt: «Ich bin mehr als ein König, ich bin ein freier Bürger.» Das scheint aber manchen Schweizer Bürgern nicht bewusst zu sein, denn sie formulieren ihre Forderungen an «den Staat» so, als ob es sich um einen Anonymus in einem Wolkenhimmel handelte!

Es ist ein seltsames Paradox: Einerseits werden «dem Staat» (alias: den Behörden) massive Vorwürfe gemacht, weil «er» nicht sorgsam genug mit unseren Steuergeldern umgegangen sein

soll. Die Staatsverschuldung ist zugegebenermassen hoch, und es wirkt nur wenig tröstlich, dass wir uns damit in bester Gesellschaft mit anderen Staaten befinden. Andererseits fordern wir von demselben «Staat» immer mehr Leistung, doch wenn «der Staat» Geld ausgeben soll für uns, muss er es zuerst einmal haben – und zwar von uns. Und wieder gibt es zwei Seiten zu bedenken: Der Bürger repräsentiert das Volk als Steuerzahler. Der Politiker repräsentiert die mit Kompetenzen ausgestattete Persönlichkeit, die im Namen des Bürgers handelt und sein Geld ausgeben darf.

Um vom Volk gewählt zu werden – später dann auch der Popularität zuliebe –, verspricht mancher Politiker mehr, als er halten kann, das weiss man mittlerweile. Doch hat ihn der Bürger nicht ge-

rade gewählt, weil er so viel versprochen hat?

Um sein Wahlversprechen einzulösen, gibt der Politiker letztlich mehr Geld aus, als das Budget eigentlich zuliesse. Ergo muss er – beziehungsweise «der Staat» – Schulden machen. Zugleich sollte er sparen. Fragt sich allerdings: Auf wessen Kosten? Man braucht nicht viel Phantasie zu bemühen, um sich auszumalen, wer da alles auf die Barrikaden steigt und es als Ungerechtigkeit empfindet, dass ausgerechnet er das Opfer sein soll!

Der Bürger will weniger Staat, wenn der Staat Forderungen an uns stellt. Er will mehr Staat, wenn es um Sozialleistungen und damit um Forderungen des Bürgers an den Staat geht. Frage: Wieviel Staat darf es denn sein?

Eingedenk der Konsequenz: «L'Etat c'est moi.»



«... und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch ... PS. Mehr von Gebrüder Grimm zum Übersetzen, bitte!»

Porträt einer Ausbeuterin

Als sie die Kündigung erhielt, war sie wie vom Donner gerührt. Sie war doch für die Firma unentbehrlich!

Später regte sich der Trotz. Denen würde sie es schon zeigen. Zuversichtlich verfasste sie die ersten Bewerbungsschreiben. Voller Selbstvertrauen ging sie zu den ersten Vorstellungsgesprächen. Erstaunt, aber noch nicht beunruhigt, nahm sie die ersten Absagebriefe in Empfang.

Sie schrieb neue Bewerbungen. Es kamen mehr Absagen. Sie sei nicht in die engere Wahl gekommen. «Es tut uns leid.» «Wir bedauern.» Viele Chiffre-Inserenten antworteten nicht einmal.

Photokopien von Zeugnissen kosten 20 Rappen pro Stück.

Sie sah sich gezwungen, den Gang ins Arbeitsamt zu tun. Sie musste stempeln, weil das Geld sonst nicht gereicht hätte. Das Fräulein am ersten Schalter war barsch, dasjenige am zweiten misstrauisch. Es hatte doch geheissen, die Arbeitslosenversicherung sei eine Versicherungsleistung wie die Krankenkasse. Warum musste sie sich dann als Almosenempfängerin fühlen?

Sie hatte viel Zeit, die Zeitungen zu lesen. Eines Tages stiess sie auf einen Artikel, in dem stand, die Stempelgeldempfänger seien Ausbeuter der Gesellschaft; sie lebten von der Arbeit anderer. Was konnte sie tun? Sie war von Kindsbeinen an gelehrt worden, niemandem zur Last zu fallen.

Sie ging und lieferte sich bei der Abfallbeseitigung ab.

Pirkko Laubacher

Umweltschutz

Schade, dass dieses Wort bereits abgedroschen, missbraucht und missverstanden ist ... in so vielen Zeilen zu lesen, von so vielen Mündern ausgesprochen. Man soll nicht dauernd davon reden; man soll etwas tun!

Und was tun wir, wir alle? Wir schwatzen und warten, bis die andern ... Immerhin: Gedanken machen sich heute weit mehr Leute als noch vor kurzem; das ist eigentlich schon recht viel. Trotzdem: Weiterhin wird der Auto-Aschenbecher «irgendwo» draussen ausgeleert. Man will die gebrauchte Wegwerf-Windel nicht auf dem Spaziergang mittragen. Weiterhin wirft man eine Zuckerbölle-, Brügeli-, Kaugummi-Umhüllung usw. weg. Weiterhin wünschen wir saubere, «problemlose» Zufahrten, Hausplätze, gepflastert und geteert; Spazier-, Feld- und Nebenwege ebenso (billig im Unterhalt). Weiterhin lästern wir über die landschaftfressenden Autobahnen (Ferien machen wir weit weg, helfen mit, Luft und Umgebung auch dort zu verstimmen). Weiterhin sind uns Parkplätze wichtiger als Kindertummelflächen. Neugestaltete Wohn- und Geschäftsviertel werden immer noch «versteinert» usw.

Mit dem Lärm werden wir nicht mehr fertig; viele versuchen damit die innere, mahnende Stimme zu übertönen.

Seien wir doch ehrlich mit uns!

Für uns ganz persönlich: Was wollen, wünschen und tun wir da alles! – Und was verlangen wir von den andern?

Wir lassen uns vom momentanen Geschrei anstecken. Jetzt gilt es dem Wald, morgen sind die Ozeane an der Reihe, zwischen durch die Indianer, dann das Erdöl; zur Abwechslung sind die Schwarzen «Mode», oder die Tierwelt ist es. Wo bleibt da unsere ganz persönliche Vernunft? Die hat doch jedermann; sie sollte nur gebraucht und gefördert werden – und beim ändern auch respektiert. Wo ist unsere eingeständene «Ohn-Macht» – nicht Resignation! Wo ist unsere Ehrlichkeit? Welches sind unsere kleinen und grösseren Taten?

Wer hört noch richtig zu? Das muss wieder gelernt und getan werden! Auch das Geschriebene wird nicht mehr genau und sorgfältig geprüft. Immer häufiger nehmen wir uns die Zeit, Details aus dem Leben von Berühmtheiten zu lesen; für die nüchternen, oft auch schwierig formulierten Berichte, die uns direkt angehen, haben wir angeblich keine Zeit ... Je weiter weg und je «exotischer» die Probleme sind, desto eher werden unsere Lösungen pauschal und simpel.

Die Oberflächlichkeit in jeder Beziehung nimmt gewaltig überhand. Das darf nicht sein – so werden wir manipuliert. Reissen wir uns zusammen, auch in bezug auf einen ganz persönlichen Einsatz für den Umweltschutz.

Elfi Rimensberger

Nötige Barrieren

Meine Bewunderung galt schon immer den Bauherren und Architekten. Sie alle müssen vitale, wendige und sportliche Leute sein. Denn wie käme es sonst, dass sie auf drei Stöcken drei Zimmer anlegen? Wieso müssen Zimmer mit Schwellen oder Treppen verbunden sein, wenn man sonst billiger und funktioneller bauen könnte? Neuestens werden obere Etagen mit etwas Ähnlichem wie Hühnerleitern verbunden, um Platz zu sparen. Gut so! Platz ist Geld – und bauen wird sonst unerschwinglich. Lifte brauchen gar nicht beim Hauseingang zu besteigen zu sein. Wo käme man hin, wenn man die Leute so verwöhnen würde? Lifteingänge im Untergeschoss (erreichbar über Treppe) oder im Hochparterre (bitte nehmen Sie die 20 Tritte, und Sie haben etwas für ihren Kreislauf getan!) sind mir in einem Haus begegnet, wo ich einen Patienten im Rollstuhl besuchte.

Seit ich selbst für einige Zeit an

Krücken gehe, bin ich in bezug auf dieses Problem noch hellhöriger geworden.

Zurück zu meinem Patientenbesuch! Der betagte Mann wohnt mit seiner auch nicht mehr jungen Frau in einer Eigentumswohnung und ist rechtsseitig gelähmt. – Wohl wissend, dass daheim so viele Baubarrieren lauern, musste der Patient über ein Jahr im Spital bleiben, bis er wieder selbst gehen konnte. Jetzt muss er nur noch vor allen Schwellen haltmachen. Man hebt ihm das lahme Bein über die Schwelle, dann geht er bis zur nächsten Schwelle usf. Diese Hilfeleistung kann seine fast zerbrechlich wirkende Gattin erbringen. Was aber macht die Frau, wenn sie ihren Mann im Rollstuhl ausfahren will? Ha, da haben wir den Lift. – Ja, haben wir – siehe oben; also ...

Sicher: Wir haben ein hügeliges Heimatland, und manchmal muss man sich den Naturgegebenheiten anpassen. Aber ich kenne Architekten, die ihre Bauwerke nur schön finden, wenn sie verwinkel, abgestuft und möglichst mit vielen Barrieren gespickt sind. – Ist das nötig?

Lotty Weidmann

Tante Berta

Sie ist in die Jahre gekommen, die fleissige Tante Berta, welche Woche für Woche die ihr anvertraute Wäsche eines Mehrfamilienhauses säubert. An die 20 Jahre ist sie nun alt, hat hier und da rostfarbene Runzeln und, wie es Zeitläufte so mit sich bringen, auch ihre Launen und «Mödeli».

Am liebsten beschäftigt sie sich mit Kochwäsche; die besorgt Tante Berta gründlich und sauber. Mit modernen Geweben kann sie sich indessen nicht so recht anfreunden. Das heisst: Eigentlich erweist sie sich in dieser Hinsicht letztlich als recht kreativ, wenn man das Ergebnis richtig bewertet. Es gelingt ihr nämlich, zu klein geratene Wäschestücke auf ihr ehemaliges Mass auszuweiten, wenn auch die Form eine lässige Breite angenommen hat. Was vom vielen Waschen zu weit geworden ist, das reduziert Tante Berta so sehr, dass man Mühe hat, den Gegenstand als Eigenbesitz wiederzuerkennen.

Ganz gross ist sie im Färben, ja eigentlich unübertroffen an Phantasie. Grundsätzlich unsympathisch sind ihr weisse BHs. Sie bringt es fertig, aus den ausgewaschensten Pyjamas etwas Blau auf BHs zu zaubern, nicht etwa in Streifen oder Flecken, nein, die Dinger sind durchwegs

homogen himmelblau, wie vom Ladentisch geholt. Nur einmal griff sie daneben, wie es allen passieren kann, die zuviel Phantasie haben: Man hatte ihr einen weissen Spitzen-BH anvertraut, und was sie nach verschiedenen Arbeitsabläufen hervorbrachte, war feuerwehrrot – abgesehen vom leicht gezackten Spitzenrand, der weiss prangte.

Die Hausbesitzerin hängt mit aufrichtiger Liebe an Tante Berta, die sich zum Arbeitsbeginn erst dann herablässt, wenn man sich an eine bestimmte Reihenfolge verschiedener handbetriebener Vorgänge hält, die zu lernen mehr Konzentrationsvermögen als technische Logik erfordert. Zudem weist Tante Berta ein an Umfang und Struktur imponantes Fassungsvermögen auf. Für Einzelpersonen hat sie demzufolge wenig Sympathie: Das bisschen Wäsche dreht, malmt und walzt sie – man kann es direkt sehen – unlustig durch die Trommel. Sie empfindet ihr Tun wahrscheinlich fast als Leerlauf! Man bekommt nahezu Minderwertigkeitsgefühle ob des unangemessenen Aufwands, den man Tante Berta zumutet.

Nach jeder Arbeit muss Tante Berta mit einem weissen Wolltuch zugedeckt werden. Nicht einmal ein Dinosaurier in kalten Museen kann mit soviel menschlicher Wärme(spende) rechnen.

Ellen Darc

Blick zurück ...

Auch auf einem Bauernhof kommt die Zeit der «Useputzete», und zwar dann, wenn es tagelang regnet, wenn der Boden aufgeweicht ist und die Felder nicht bestellt werden können. Es spielt keine Rolle, welche Jahreszeit im Kalender steht. Bei uns galt es, die von Russ geschwärzte Küche frisch zu weisseln. Für diese grosse Arbeit wurden die Müllerin und die Wagnerin engagiert, zwei Frauen im Dorf, denen keine Arbeit zu schmutzig war. Zusätzlich zur Küche mussten die Ställe gewässelt werden. Diese Arbeit besorgten die Männer.

Wenn die Räume von Russ und Fliegendrecks gereinigt waren und in leuchtendem Weiss erstrahlten, wurden die Gipsstände gereinigt und umgedreht in einem kleinen Schuppen bis zum nächsten Gebrauch verstaubt. Einmal kam unter einer Gipsstande eine von Mutter lange vermisste Pfanne zum Vorschein. Eines meiner Geschwister hatte unerlaubterweise «Nideltäfel» gemacht und die Pfanne, die es nicht mehr reinigen konnte, unter dem Bottich versteckt.

Bei der «Useputzete» bereitet jeweils die «Grümpelkammer» der Mutter Sorge: In einer Ecke stand nämlich ein Tischchen, das mit Säcken zugedeckt war. Auf ihnen lag der Staub zentimeterdick. Jahrelang durfte diese Ecke nicht gereinigt werden. – Grossmutter wollte es so. Wegen des grossen Respekts, den meine Mutter vor ihrer Schwiegermutter hatte, blieb die Ecke tatsächlich lange, wie sie war. Etliche Male wollte meine Mutter das Tischchen verbrennen, aber jedesmal flehte die Grossmutter: «Nein Karoline, lass das Tischchen, wo es ist, es könnte sonst noch ein Unglück passieren!» Die Grossmutter war sehr abergläubisch. Mit dem Tischchen verhielt es sich so:

Als Grossmutter als junge Frau in das Bauernhaus kam, huldigten ihr Schwiegervater und zwei Männer aus dem Dorf dem «Tischliklopfen». Um Mitternacht versuchten sie, mit ihren verstorbenen Vorfahren zu reden. Da Grossmutter und ihren frisch angetrauten Mann die Toten nicht interessierten, hatten sie friedlich unter der Bettdecke gelegen. Grossmutter's Schwiegervater aber, der zugleich ihr Vetter war, hatte öfter Geschichten erzählt, ob denen es der damals jungen Frau angst und bange wurde.

Nachdem die Grossmutter gestorben war, erklärte Mutter eines Tages: «So, nun hole ich das

Pünktchen auf dem i

Neujahr

öff

Gespentertischli herunter und verbrenne es auf dem Hühnermiststock!» Im Geiste sehe ich meine Mutter heute noch, wie sie die breite Kammertreppe herunterkam, das Tischli an einem Bein hielt und dann das sagemumwobene Möbel schwingvoll auf den Miststock warf. Vorher hatte Mutter dort Stroh aufgestapelt, denn Papier war damals rar: Es wurde für «andere Zwecke» gebraucht. Lichterloh brannte das Stroh, und das Gespentertischli sank langsam in Asche. Wir Kinder schauten gespannt zu, aber nichts passierte.

Mutter war froh, als der Spuk vorüber war, denn sie hatte heimlich gefürchtet, meine Brüder, die die schaurigen Geschichten auch kannten, würden dem Unfug des «Tischliklopfens» ebenfalls huldigen!

Rosel Luginbühl



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt